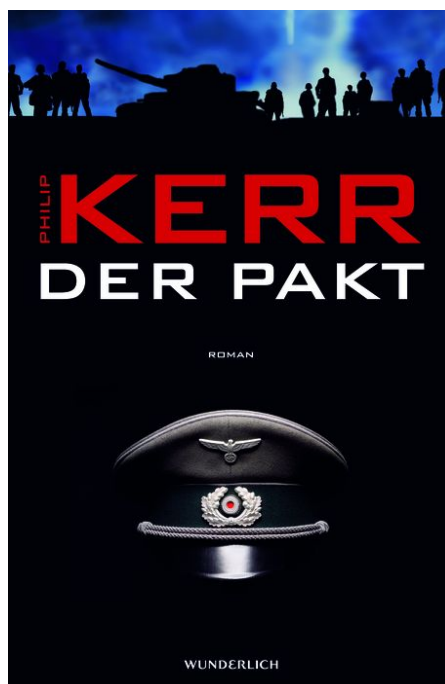


WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Philip Kerr

Der Pakt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

**MONTAG,
1. OKTOBER 1943**

WASHINGTON

ALLES UM MICH HERUM atmete Geschichte, von der französischen Second-Empire-Uhr, die auf dem edlen Kaminsims vor sich hin tickte, bis zu der leuchtend roten Tapete, der der Red Room seinen Namen verdankte. Ich hatte es gleich gespürt, als ich das Weiße Haus betreten hatte und in dieses Vorzimmer geführt worden war, um hier auf die Sekretärin des Präsidenten zu warten. Die Vorstellung, dass Abraham Lincoln womöglich auf ebendiesem Savonnerie-Teppich gestanden hatte, wo ich jetzt stand und zu einem riesigen Kronleuchter emporschaute, oder dass Teddy Roosevelt auf einem dieser rot-golden bezogenen Stühle gesessen haben könnte, ließ mich ebenso wenig los wie der Blick der schönen Frau, deren Porträt über dem weißen Marmorkamin hing. Ich rätselte, warum sie mich so an meine Diana erinnerte, und kam zu dem Schluss, dass es etwas mit dem Lächeln auf ihrem alabasterfarbenen Gesicht zu tun haben musste. Sie schien zu sagen: «Du hättest deine Schuhe putzen sollen, Willard. Oder besser noch, du hättest andere anziehen sollen. Die da sehen aus, als wärest du von Monticello hierher gelaufen.»

Mich auf dem barocken Sofa niederzulassen, wagte ich nicht, aus Angst, mich auf Dolly Madisons Geist zu setzen, also wählte ich einen Esszimmerstuhl neben der Tür. Im Weißen Haus zu sein, war ganz und gar nicht das, was ich an diesem Abend vorgehabt hatte. Ich hatte Diana in Loews Kino in der Third Street, Höhe F Street, ausführen wollen, zu Gary Cooper und Ingrid Bergman

in *Wem die Stunde schlägt*. Krieg oder auch nur ein Film über Krieg schien unendlich fern hier, inmitten der kunstvoll verarbeiteten, polierten Edelhölzer dieses eleganten roten Mausoleums.

Nach einer weiteren Minute öffnete sich eine der schmucken Türen, und herein trat eine große, gepflegte Frau reiferen Alters, die mich ansah, als hätte ich einen der Stühle beschmutzt. Sie forderte mich mit tonloser Stimme auf, ihr zu folgen.

Sie war mehr Schuldirektorin als Frau und trug einen Bleistiftrock, dessen Futter zischelte, als würde er sofort die Hand beißen, die sich seinem Reißverschluss zu nähern wagte.

Vom Red Room gingen wir nach links, über den roten Teppich der Cross Hall, und betraten dann einen Fahrstuhl, wo uns ein schwarzer Diener mit weißen Handschuhen in den ersten Stock hinauffuhr. Dort führte mich die Frau mit dem zischelnden Rock durch die West Sitting Hall und die Center Hall bis zur Tür zum Präsidentenbüro, wo sie anklopfte und dann, ohne auf Antwort zu warten, eintrat.

Wir gelangten in einen ovalen Raum, der auf den Südrasen hinausging. Im Gegensatz zu der Eleganz, aus der ich gerade kam, war das Arbeitszimmer des Präsidenten auffallend informell, und ich fand, dass es mit seinen Türmen von Büchern, den mit Bindfaden verschnürten Stapeln vergilbten Papiers und dem vollen Schreibtisch dem schäbigen, kleinen Dozentenzimmer ähnelte, das ich einst in Princeton gehabt hatte.

«Mr. President, das ist Professor Mayer», sagte sie. Dann ging sie und schloss die Tür hinter sich.

Der Präsident saß, ein Rührglas in der Hand, im Rollstuhl vor einem kleinen Tischchen, auf dem mehrere Spirituosensflaschen standen. Er lauschte der *Symphony Hour* auf Radio WINX.

«Ich mixe gerade Martinis», sagte er. «Ich hoffe, Sie trinken mit. Die Leute sagen immer, meine Martinis seien zu kalt, aber so mag ich sie nun mal. Ich kann lauwarmen Alkohol nicht ausstehen. Das scheint mir doch dem ganzen Sinn und Zweck des Trinkens zu widersprechen.»

«Ein Martini wäre mir sehr recht, Mr. President.»

«Gut, gut. Kommen Sie rein und setzen Sie sich.» Franklin D. Roosevelt deutete mit dem Kinn auf das Sofa jenseits des Tisches. Er stellte das Radio ab und goss uns Martinis ein. «Hier.» Er hielt ein Glas hoch und ich ging um den Tisch herum, um es entgegenzunehmen. «Nehmen Sie das Rührglas auch mit, für den Fall, dass wir Nachschub brauchen.»

«Ja, Sir.» Ich nahm das Rührglas und ging wieder zum Sofa.

Roosevelt schwenkte den Rollstuhl vom Bartisch weg und rollte zu mir herüber. Es war ein improvisierter Rollstuhl, keines der Modelle, wie man sie in einem Krankenhaus oder Altersheim findet, sondern eher wie ein Küchenstuhl mit abgesägten Beinen, so als ob es dem Konstrukteur darum gegangen wäre, den wahren Zweck des Möbels vor dem amerikanischen Wahlvolk zu verbergen, weil dieses sich womöglich gesträubt hätte, einen Krüppel zu wählen.

«Sie wirken, wenn ich das sagen darf, recht jung für einen Professor.»

«Ich bin fünfunddreißig. Außerdem war ich nur außerordentlicher Professor, als ich von Princeton wegging. Das ist etwa so, wie wenn man sagt, man sei Vize-Präsident eines Unternehmens.»

«Fünfunddreißig, ja, das ist wohl nicht mehr so jung. Nicht heutzutage. Bei der Armee würden Sie als alter Mann gelten. Dort sind die meisten noch halbe Kinder. Manchmal bricht es mir schier das Herz, wenn ich sehe, wie jung unsere Soldaten sind.» Er erhob das Glas zu einem stummen Toast.

Ich erwiderte die Geste und kostete dann meinen Martini. Für meinen Geschmack war viel zu viel Gin drin. Das Zeug war nur dann nicht zu kalt, wenn man gern Flüssigwasserstoff trank. Aber schließlich mixte einem ja nicht jeden Tag der Präsident der Vereinigten Staaten einen Cocktail, also trank ich das Zeug mit allen gebührenden Zeichen des Genusses.

Beim Trinken registrierte ich die Details an Roosevelt, die nur aus nächster Nähe erkennbar waren: den Kneifer, den ich immer für eine Brille gehalten hatte, die vergleichsweise kleinen Ohren – aber vielleicht war ja auch einfach sein Kopf zu groß geraten –, den fehlenden Zahn im Unterkiefer, die Tatsache, dass die Metallschie-

nen an seinen Beinen schwarz angemalt waren, damit sie auf der Hose möglichst wenig auffielen, die schwarzen Schuhe mit den verräterisch makellosen Ledersohlen, die Fliege, die abgetragene Hausjacke mit den Lederflicken auf den Ellbogen und die Gasmaske, die seitlich am Rollstuhl baumelte. Ich bemerkte einen schwarzen Scotch-Terrier, der vor dem Kamin lag und eher wie ein kleiner flauschiger Teppich aussah. Der Präsident beobachtete, wie ich langsam meinen Flüssigwasserstoff trank, und ein leises Lächeln spielte um seine Lippen.

«Sie sind also Philosoph», sagte er. «Ich kann nicht behaupten, dass ich viel von Philosophie verstehe.»

«Die traditionellen Dispute der Philosophen sind zum größten Teil ebenso unsinnig wie unfruchtbar.» Es klang hochtrabend, aber das bringt dieses Gebiet nun mal mit sich.

«Das klingt, als hätten Philosophen eine Menge mit Politikern gemein.»

«Nur dass Philosophen niemandem verantwortlich sind. Außer der Logik. Wenn Philosophen Wähler für sich gewinnen müssten, wären wir bald alle arbeitslos, Sir. Wir sind vor allem für uns selbst interessant, viel mehr als für andere Menschen.»

«Aber nicht in diesem konkreten Fall», bemerkte der Präsident. «Sonst wären Sie jetzt nicht hier.»

«Es gibt da nicht viel zu erzählen, Sir.»

«Aber Sie sind doch ein berühmter amerikanischer Philosoph?»

«Ein amerikanischer Philosoph, das ist etwa so, als ob man sagt, man spiele für Kanada Baseball.»

«Und Ihre Familie? Ist Ihre Mutter nicht eine geborene von Dorff? Von den Cleveland-von Dorffs?»

«Doch, Sir. Mein Vater, Hans Mayer, ist ein deutscher Jude, der in den Vereinigten Staaten aufwuchs und zur Schule ging und nach dem College dann in den diplomatischen Dienst trat. Er lernte meine Mutter 1905 kennen und heiratete sie im selben Jahr. Ein, zwei Jahre später erbte sie dann ein auf Gummireifen gegründetes Familienvermögen, was erklärt, warum ich so weich durchs Leben geglitten bin. Ich war in Groton. Dann in Harvard, wo ich Philo-

sophie studierte, sehr zur Enttäuschung meines Vaters, der der Überzeugung ist, alle Philosophen seien verrückte deutsche Syphilitiker, die glauben, dass Gott tot ist. Tatsächlich neigt meine ganze Familie zu der Ansicht, dass ich mein Leben vergeudet habe.

Nach dem College blieb ich noch eine Zeit lang in Harvard. Machte meinen Doktor und bekam das Sheldon-Reisestipendium. Also ging ich über Cambridge nach Wien und veröffentlichte ein ziemlich langweiliges Buch. Ich blieb noch eine Weile in Wien und nahm dann eine Dozentenstelle in Berlin an. Über München kehrte ich schließlich nach Harvard zurück und veröffentlichte ein weiteres ziemlich langweiliges Buch.»

«Ich habe Ihr Werk gelesen, Professor. Eines Ihrer Werke jedenfalls. *Der empirische Mensch*. Ich will nicht so tun, als hätte ich alles verstanden, aber mir scheint doch, Sie haben sehr großes Vertrauen in die Wissenschaft.»

«Ich weiß nicht, ob ich es Vertrauen nennen würde, aber ich bin der Überzeugung, wenn ein Philosoph etwas zur menschlichen Erkenntnis beitragen will, muss er auf wissenschaftlichem Weg zu dieser Erkenntnis gelangen. Mein Buch vertritt den Standpunkt, dass wir nicht so vieles als gegeben annehmen sollten, was lediglich auf Spekulation beruht.»

Roosevelt schwenkte zum Schreibtisch und ergriff ein Buch, das neben einem bronzenen Schiffssteuerrad lag. Es war eines meiner Bücher. «Wenn Sie mittels dieser Methode zu der Behauptung gelangen, Moral sei letztlich nur eine überkommene Idee, habe ich Schwierigkeiten damit.» Er schlug das Buch auf, fand die Sätze, die er unterstrichen hatte, und las vor:

«Ästhetik und Moral sind insofern deckungsgleich, als keinem von beidem eine objektive Gültigkeit zugesprochen werden kann, und die Behauptung, die Wahrheit zu sagen sei nachweislich gut, ist nicht sinnvoller als die Behauptung, ein Gemälde von Rembrandt sei nachweislich ein gutes Gemälde. Keine der beiden Aussagen ist in irgendeiner Weise sachhaltig.»

Roosevelt schüttelte den Kopf. «Ganz abgesehen von den Gefahren, die eine solche Position gerade in einer Zeit birgt, da die

Nazis wild entschlossen sind, alle bisherigen Moralbegriffe zu zertrümmern, scheint mir doch, dass Sie da etwas übersehen. Ein ethisches Urteil ist sehr häufig nur die sachhaltige Klassifizierung einer Handlung, die die Menschen nachweislich in einer bestimmten Weise erregt. Mit anderen Worten, Gegenstand moralischer Missbilligung sind für gewöhnlich Handlungen oder Handlungsklassen, die sehr wohl einer empirischen Untersuchung zugänglich sind.»

Ich lächelte den Präsidenten an, weil ich es sympathisch fand, dass er sich die Mühe gemacht hatte, Teile meines Buchs zu lesen und sich mit mir auseinander zu setzen. Ich wollte ihm gerade antworten, als er das Buch hinwarf und sagte:

«Aber ich habe Sie nicht hergebeten, um über Philosophie zu diskutieren.»

«Nein, Sir.»

«Sagen Sie, wie sind Sie zu Donovans Truppe gekommen?»

«Schon bald nach meiner Rückkehr aus Europa bot man mir eine Stelle in Princeton an, wo ich dann Extraordinarius wurde. Nach Pearl Harbor bewarb ich mich für den Dienst bei der Marine-Reserve, aber noch ehe meine Bewerbung bearbeitet werden konnte, traf ich mich mit einem Freund meines Vaters, einem Juristen namens Allan Dulles, zum Mittagessen. Er überredete mich, dem *Central Office of Information* beizutreten. Als unser Teil des COI zum Office of Strategic Service wurde, kam ich nach Washington. Jetzt bin ich Analyst für deutsche Nachrichtendiensttätigkeit.»

Roosevelt drehte sich im Rollstuhl um, als plötzlich Regen gegen das Fenster prasselte. Das Hemd spannte um die kräftigen Schultern und den breiten Nacken, aber seine Beine waren im Gegensatz dazu so schwach und mager, als hätte sein Schöpfer sie versehentlich an den falschen Körper gesetzt. Die Kombination von Rollstuhl, Kneifer und der fast zwanzig Zentimeter langen Zigarettenspitze, die zwischen seinen Zähnen klemmte, gab ihm etwas von einem Hollywood-Regisseur.

«Ich wusste gar nicht, dass es so heftig regnet», sagte er, nahm die Zigarette aus der Spitze und ersetzte sie durch eine neue aus

dem Camel-Päckchen auf dem Schreibtisch. Auch mir bot er eine an. Ich nahm sie dankend, fand das silberne Dunhill-Feuerzeug in meiner Westentasche und gab uns Feuer.

Der Präsident bedankte sich auf Deutsch und setzte dann das Gespräch in dieser Sprache fort. Er sprach von der jüngsten amerikanischen Gefallenenzahl – 115000 Mann – und von den erbitterten Kämpfen, die sich gerade im süditalienischen Salerno abspielten. Sein Deutsch war gar nicht so schlecht. Dann wechselte er abrupt das Thema und schaltete wieder auf Englisch um.

«Ich habe einen Job für Sie, Professor Mayer. Einen heiklen Job. Zu heikel, um ihn dem Außenministerium anzuvertrauen. Das hier muss unter uns bleiben, strikt unter uns. Das Problem mit diesen Kerlen im Außenministerium ist, dass sie ihren verflixten Mund nicht halten können. Ja, schlimmer noch, dass das ganze Ministerium von Rivalitäten zerfressen ist. Ich nehme an, Sie wissen, was ich meine.»

Es war in Washington wohl bekannt, dass Roosevelt seinen Außenminister nie wirklich respektiert hatte. Cordell Hull galt allgemein nicht gerade als begnadeter Außenpolitiker, und mit seinen zweiundsiebzig Jahren ermüdete er leicht. Nach Pearl Harbor hatte sich FDR, was die eigentliche außenpolitische Arbeit anging, lange auf Vize-Außenminister Sumner Welles verlassen. Doch dann, vor einer Woche erst, hatte Welles plötzlich sein Rücktrittsgesuch eingereicht. In besser informierten Regierungs- und Geheimdienstkreisen wurde gemunkelt, Welles sei dazu gezwungen gewesen, nachdem er sich im Präsidentenzug auf der Fahrt nach Virginia eines «Aktes schwerwiegender moralischer Verderbtheit mit einem Neger-schaffner» schuldig gemacht habe.

«Ich sage Ihnen ganz offen, dass sich diese verdammten Snobs im Außenministerium auf einiges gefasst machen können. Die eine Hälfte ist pro-britisch und die andere antisemitisch. Wenn man sie alle durch den Wolf drehen würde, käme immer noch nicht genug für einen anständigen Amerikaner heraus.» Roosevelt trank von seinem Martini und seufzte. «Was wissen Sie über einen Ort namens Katyn?»

«Vor ein paar Monaten meldete der Reichssender Berlin die Entdeckung eines Massengrabs im Wald bei Katyn, in der Nähe von Smolensk. Die Deutschen behaupten, es enthalte die sterblichen Überreste von rund fünftausend polnischen Offizieren, die sich 1940, nach dem Nichtangriffspakt zwischen den Deutschen und den Sowjets, der Roten Armee ergeben hätten, nur um dann auf Befehl Stalins ermordet zu werden. Goebbels hat jede Menge politisches Kapital daraus geschlagen. Katyn ist das, was die deutsche Propagandamaschinerie seit dem Sommer in die Welt bläst.»

«Schon aus diesem Grund habe ich anfangs dazu tendiert, das Ganze für reine Nazi-Propaganda zu halten», sagte Roosevelt. «Aber es gibt polnisch-amerikanische Radiosender in Detroit und Buffalo, die eisern daran festhalten, dass sich diese Gräueltaten tatsächlich ereignet haben. Es wurde sogar behauptet, meine Administration habe die Tatsachen vertuscht, um unser Bündnis mit den Russen nicht zu gefährden. Seit die Geschichte im Umlauf ist, habe ich bereits einen Bericht unseres Verbindungsoffiziers bei der polnischen Exilarmee, einen von unserem Marineattaché in Istanbul und einen von Premierminister Churchill persönlich erhalten. Ja, ich habe sogar ein Dossier der deutschen Wehrmacht-Untersuchungsstelle für Kriegsverbrechen bekommen. Im August schrieb mir Churchill und fragte mich, wie ich darüber dächte, und daraufhin habe ich alle einschlägigen Unterlagen dem Außenministerium übergeben, mit der Anweisung, sie sich anzusehen.»

Roosevelt schüttelte müde den Kopf.

«Sie können sich denken, was passiert ist. Gar nichts! Hull schiebt natürlich alles auf Welles und behauptet, der habe wochenlang auf diesen Akten gesessen.

Tatsache ist, dass ich Welles die Akten gegeben und ihn gebeten habe, jemanden aus der Deutschlandabteilung des Ministeriums einen Bericht verfassen zu lassen. Dann hat Welles seinen Herzinfarkt bekommen, seinen Schreibtisch aufgeräumt und mir seinen Rücktritt angeboten. Was ich abgelehnt habe.

Unterdessen hat Hull dem Mann aus der Deutschland-Abteilung, Thornton Cole, Anweisung gegeben, die Akten Bill Bullitt

zu geben und zu schauen, was unser Ex-Moskau-Botschafter damit anzufangen weiß. Bullitt hält sich für einen Russlandexperten.

Ob Bullitt je einen Blick in die Akten geworfen hat, weiß ich nicht. Er hat es schon eine ganze Weile auf Welles' Stuhl abgesehen, und ich vermute, er war ganz damit ausgelastet, seine Karriere voranzutreiben. Als ich bei Hull wegen der Katyn-Akten nachgefragt habe, haben er und Mr. Bullshit gemerkt, dass sie die Sache versiebt haben, und offenbar beschlossen, die Akten still und heimlich in Welles' Büro zurückzubringen und alles auf ihn zu schieben. Natürlich hat Hull dafür gesorgt, dass Cole seine Geschichte stützte.» Roosevelt zuckte die Achseln. «Das ist Welles' Theorie, wie es abgelaufen sein muss, und ich glaube, er hat Recht.»

Genau da fiel mir wieder ein, dass ich Welles einst im Washingtoner Metropolitan Club mit Cole bekannt gemacht hatte.

«Als Hull die Akten zurückbrachte und mir mitteilte, wir seien leider nicht in der Lage, irgendeine Meinung zu der Katyn-Sache zu haben», fuhr Roosevelt fort, «habe ich geflucht wie ein Seemann. Und das Ende der Geschichte ist: Es ist nichts passiert.» Der Präsident zeigte auf einen Stapel verstaubter Akten auf einem Bücherbord. «Wären Sie so nett, sie mir herunterzuholen? Dort oben.»

Ich nahm die Akten herunter, deponierte sie auf dem Sofa neben dem Präsidenten und inspizierte dann meine Hände. Vom Dreck an meinen Fingern her zu schließen, ließ sich der Job nicht besonders gut an.

«Es ist kein großes Geheimnis, dass ich mich noch vor Weihnachten mit Churchill und Stalin treffen werde. Ich habe allerdings keine Ahnung, wo. Stalin weigert sich, nach London zu kommen, also können wir so gut wie überall anders landen. Doch wo immer dieses Treffen stattfinden wird, ich möchte eine klare Vorstellung von dieser Katyn-Sache haben, weil sie sich mit Sicherheit auf die Zukunft Polens auswirken wird. Die Russen haben bereits die diplomatischen Beziehungen zur polnischen Exilregierung in London abgebrochen. Die Briten fühlen sich den Polen natürlich besonders verbunden. Schließlich sind sie für Polen in den Krieg gezogen. Sie sehen also, es ist eine delikate Situation.»